Hinweis

Der nachfolgende Text wurde – gekürzt um das Literaturverzeichnis – veröffentlicht in: DAS BAND, Zeitschrift des Bundesverbands für körper- und mehrfachbehinderte Menschen e. V. (bvkm), Ausgabe 3/2026 // www.bvkm.de

Aufbruch ist ein Prozess

Lisa Oermann / Stephanie Wilken-Dapper

Einfache Sprache

Viele Familien erleben einen großen Schritt: Ein erwachsener Mensch mit Behinderung zieht aus dem Elternhaus aus. Oder die Eltern werden alt und brauchen Hilfe. Dann beginnt für alle eine neue Zeit. Das kann Freude machen. Es kann aber auch Angst und Sorgen geben. In diesem Gespräch geht es um diese Veränderungen. Menschen mit Behinderung sollen selbst über ihr Leben bestimmen. Sie sollen entscheiden, wo und wie sie wohnen möchten. Es geht auch um ihre älter werdenden Eltern. Auch Eltern brauchen Unterstützung. Sie müssen sich an die neue Situation gewöhnen. Dafür brauchen Familien Zeit, Geduld und Beratung. Sie brauchen gute Angebote zum Wohnen und gute Hilfe. Der Text zeigt: Ein neuer Anfang ist nicht immer leicht. Er kann aber neue Möglichkeiten eröffnen.

Sie haben beruflich viel mit Familien in Übergängen zu tun. Wenn Sie dem Thema „Aufbruch! – Was kommt nach den Eltern?“ ein Etikett geben müssten – welchen prägenden Begriff würden Sie nutzen? Oder benötigt das Thema verschiedene Etiketten, abhängig davon, wer sie vergibt?

Das Bild eines Aufbruchs finde ich schon sehr passend, denn es fasst in einer positiven Vision zusammen, was es für alle Beteiligten bedeutet: Eine Veränderung hin zu etwas Neuem. Eine Veränderung, die verschiedenste Emotionen bereithält: Vorfreude, Aufregung, Sorgen, Ängste, Trauer … Diese Liste ist nicht vollständig. Welche Gefühle dabei dominieren, ist sehr vom Einzelfall abhängig und von den Bedingungen, unter denen ein Aufbruch stattfindet:

- Selbstbestimmt und selbstinitiiert?
- Aus einer akuten Notlage heraus?

- Oder gedrängt von anderen?

Außerdem ist ein Aufbruch ein Prozess, und zu einem Prozess gehört es, dass sich Gefühle abwechseln oder auch gleichzeitig wirken. Die Beteiligten befinden sich also schnell in herausfordernden, unvermeidbaren Ambivalenzen, die es auszubalancieren gilt. Das kann sehr anstrengend sein. Ganz konkret möchte die Bundesvertretung der Clubs und Gruppen des bvkm mit dem Begriff „Aufbruch“ zwei Aspekte thematisieren:

Zum einen den Aufbruch in ein Wohnen ohne Eltern. Das ist für alle Beteiligten mit großen Veränderungen und Fragen verbunden, zum Beispiel:

- Wir werden nicht mehr mit unseren Kindern zusammenwohnen und eine neue Zeitrechnung für uns als Familie wird beginnen.
- Wir werden alle gemeinsam lernen müssen, wie wir unser Familienleben unter den neuen Bedingungen leben möchten.
- Jeder und jede von uns wird lernen müssen, die veränderte Situation für sich zu nutzen und zu gestalten.

Zum anderen den Aufbruch in ein Leben ohne Eltern und den sorgenvollen Blick auf die Zeit davor:

- Meine Eltern sind alt geworden, sie sind möglicherweise in ihrer letzten Lebensphase angekommen.
- Sie brauchen Hilfe, Pflege und Zuwendung.
- Sie sind einsam und können das Haus nicht mehr verlassen.
- Wie kann ich als (komplex) beeinträchtigter Mensch gute Sorgearbeit für meine hochaltrigen, pflegebedürftigen Eltern leisten?
- Und aus der Perspektive der Eltern stellt sich die Frage: Wer wird für unser Kind da sein, wenn wir es nicht mehr sind?

Das Projekt hat sehr deutlich die Relevanz beider Themen bestätigt.

Warum stecken in dem Thema so viele Emotionen?

Hier geht es um Menschen, um Familie, um lebenslange Beziehungen, um Liebe. Nicht um ein Auto oder ein Haus. Aus Sicht der Eltern geht es darum, über sich hinauszudenken: „Wenn ich gehe, werde ich jemanden, den ich sehr liebe, zurücklassen. Ein Mensch, an dem mein ganzes Herz hängt. Jemand, der auf meine Unterstützung angewiesen war, der sich auf meine Unterstützung verlassen konnte, jemand, der weiterhin auf Unterstützung angewiesen sein wird. Ein Mensch, mit dem ich gemeinsam viele Höhen und Tiefen erlebt habe, jemand, dessen Potenzial ich kenne.“ Und insbesondere dann, wenn es keine Geschwister gibt oder die Geschwister kein vertrautes Verhältnis zueinander haben, gehen mit den Eltern die wichtigsten Verbündeten im Leben der erwachsenen, beeinträchtigten Kinder verloren. Eltern wünschen sich die Gewissheit, dass es auch nach ihnen Menschen gibt, die sich für das Glück, das Wohlergehen, die Selbstbestimmung und die Persönlichkeitsentwicklung ihrer Kinder so leidenschaftlich engagieren wie sie selbst. Doch geeignete Angebote, die dies garantieren,

sind rar und hängen eher an einzelnen engagierten Mitarbeiter:innen, weil man eben diese Art der Beziehung nur bedingt mit einem Vertrag regeln kann.

Als Eltern hat man schnell den Impuls, seine Kinder vor allem Unheil dieser Welt schützen zu wollen. Und gleichzeitig weiß man: Das geht nicht und es wäre auch nicht wünschenswert. Es sind die erlebten und überstandenen Krisenzeiten, die wichtig sind für unsere Entwicklung. Doch insbesondere mit Blick auf (komplex) beeinträchtigte Kinder erscheint der sorgenvolle Blick auf zukünftige Krisen sehr nachvollziehbar: Wie wir alle sind auch (komplex) beeinträchtigte Menschen auf die Unterstützung anderer Menschen bei der Bewältigung von Krisen angewiesen. Auf gute Unterstützung, Unterstützung, die wohlwollend, ausdauernd, kämpferisch ist. Die sich nicht an Arbeitszeiten und Pausenzeiten hält. Unterstützung, die auch bereit ist, Beziehungskonflikte während der Krise auszuhalten – wer von uns zeigt sich in Krisenzeiten schon von seiner nettesten Seite? Aus Elternsicht ist es schwer, sich in diesen Dingen auf andere Menschen als auf sich selbst zu verlassen: Ihre Erfahrung hat sie gelehrt, dass Fachkräfte kommen und gehen und dass es in der Regel nur die eigene Familie ist – und mit Glück ein paar wirklich gute Freund:innen –, die auch in langen, herausfordernden Zeiten bereit ist, zu bleiben.

Und was macht es aus Sicht der erwachsenen Kinder so emotional?

Für die erwachsenen Kinder geht es auch um Beziehungen. Aber wenn wir vom Auszug aus dem Elternhaus sprechen, geht es für sie möglicherweise zunächst um den Aufbruch in ein eigenes Leben. Die Lust, selbstbestimmte Entscheidungen zu treffen, die nicht allen gefallen. Darum, neue Erfahrungen zu sammeln, Fehler machen zu dürfen und zu lernen, dass die Welt davon in der Regel nicht sofort untergeht, sondern dass man wieder aufstehen und weitermachen kann. Oder noch einmal neu anfängt. Diese Emotionen können schon mal sehr gegenläufig sein zu den Sorgen und Ängsten der Eltern und es kann zu sehr gefühlsgeladenen Konflikten kommen, auch mit Assistent:innen. Ein Stück weit ist das wie in anderen Familien auch, in denen die Kinder ausziehen und lernen müssen, auf eigenen Beinen zu stehen. Mit dem Unterschied, dass (komplex) beeinträchtigte Kinder in einem unterschiedlich hohen Maß in ihrer Selbstbestimmung und Teilhabe von anderen abhängig sind. Und genau darauf beziehen sich die Sorgen der Eltern.

Mit Blick auf das Älterwerden der Eltern verändern sich die Emotionen. Aus Sicht der erwachsenen (komplex) beeinträchtigten Kinder geht es um die Frage: Ich möchte meine Eltern beim Älterwerden begleiten, aber wie gelingt mir das in Anbetracht von Hindernissen wie eingeschränkter Mobilität, Zeitaufwand, Geld, notwendiger Unterstützung etc.? Wer traut mir das zu, wer unterstützt mich dabei? Ein Problem dabei ist, dass Pflege häufig noch sehr eng im Sinne von körperlicher Grundversorgung gedacht wird und Menschen mit (komplexen) Beeinträchtigungen als aktiv Pflegende kaum in diesen Rollen gedacht werden. Aber Pflege im Sinne einer Sorgearbeit bedeutet mehr, Pflege kann beispielsweise das Miteinanderreden und Zuhören, gemeinsames Zeitverbringen, Einkaufen, Kaffeetrinken oder das verbindliche gemeinsame Ansehen der Lieblingsserie umfassen.

Mit Blick auf den Aufbruch aus dem Elternhaus: Gibt es „den" idealen Zeitpunkt für Eltern, um einen solchen Übergangs- und Zukunftsprozess zu starten, oder entstehen solche Prozesse oftmals erst aus einer Notwendigkeit heraus?

In meinen Augen ist es falsch und auch anmaßend, von einem für alle geltenden idealen Zeitpunkt für einen Übergang auszugehen. Das hätte leicht zur Folge, Selbstbestimmungsrechte in Frage zu stellen, sobald jemand sich anders entscheidet. Der richtige Zeitpunkt ist vielmehr beeinflusst von der Familienbiografie und den Ressourcen, die verfügbar sind. Damit meine ich sowohl die Ressourcen innerhalb der Familie und ihres Netzwerks als auch die umweltbedingten Ressourcen, die es überhaupt erst attraktiv machen, über eine Alternative zum Zusammenleben nachzudenken. Konkret meine ich damit zum Beispiel die Vielfalt der Möglichkeiten (komplex) beeinträchtigter Menschen, zu wohnen: Die sind je nach Region noch nicht sehr differenziert und je komplexer eine Beeinträchtigung ist, desto dürftiger werden die Angebote. Es ist in meinen Augen kein Wunder, dass sich der „ideale Zeitpunkt" eines Übergangs damit nach hinten verschiebt. Das, was von außen betrachtet möglicherweise als zögerlich, abwartend oder behütend wahrgenommen wird, ist also häufig gut begründet.

Ich höre auch immer wieder Argumente, die auf die vermeintliche Entlastung der Eltern verweisen und den Zugewinn an Zeit für eigene Bedürfnisse. Dieser Aspekt steht für viele Familien eher weniger im Vordergrund, vielmehr geht es um die Gewährleistung von Sicherheit und Lebensqualität, Selbstbestimmung und Persönlichkeitsentwicklung statt eines „satt und sauber" oder einer „Assistenz nach Vorschrift". Ein Gefühl von Entlastung und die Freude an „Me-Time" können sich meines Erachtens erst dann wirklich entfalten, wenn die Erfahrung gezeigt hat: Übergänge können gelingen, unser Kind ist angekommen, Krisen, die auftreten, werden ernst genommen und bewältigt.

Außerdem braucht es von Anbieterseite gute Antworten auf die Frage: Wie kann es uns unter den neuen Bedingungen gelingen, Familie zu bleiben? Wie können wir unser privates Familienleben miteinander pflegen, auch in Kontexten wie besonderen Wohnformen? Wenn es Anbietern und Fachkräften gelingt, hier person- bzw. familienzentrierte Angebote zu schaffen, verbessern sich die Ausgangsbedingungen für Familien, einen Übergang zu wagen. Zusätzlich haben sich biografisch ausgerichtete Angebote (etwa die Arbeit mit einem Lebensbuch) für beeinträchtigte Menschen und ihre Familien als hilfreich erwiesen, denn sie stellen nicht die zu verwirklichende Zukunft in den Vordergrund, sondern stellen zunächst die Lebensleistung der Familien und ihren individuellen Charakter in den Mittelpunkt.

Um es noch einmal zusammenzufassen: Die Entscheidung für den Zeitpunkt eines Auszugs liegt beim beeinträchtigten Menschen bzw. seiner Familie. Aber die Verantwortung dafür, dass diese Entscheidung getroffen werden kann, ist durchaus auch eine gesellschaftliche und politische, denn sie hängt u. a. eng mit den vorhandenen Angeboten zusammen.

Wer unterstützt/begleitet in einem solchen Prozess? Gibt es mögliche Anlaufstellen?

Für beide Aufbruch-Schwerpunkte – den Aufbruch in ein Leben außerhalb des Elternhauses und den Aufbruch in ein Leben ohne Eltern – wären meines Erachtens die Ergänzenden Unabhängigen Teilhabeberatungsstellen (EUTB) sehr gut geeignete Anlaufstellen, weil sie

anbieterunabhängig beraten. Allerdings müssen Familien dafür neue Kontakte aufnehmen, sofern sie nicht schon an anderen Stellen mit den EUTB in Kontakt gekommen sind. Sinnvoll wäre es, wenn die Anbieter aus dem Bereich Arbeit oder Tagesförderstätte hier vermitteln könnten, denn sofern die erwachsenen Kinder noch nicht ausgezogen sind, ist es die „Arbeit", über die die Familien mit dem Hilfesystem verbunden sind.

Die Wohnbereiche bieten ihrerseits natürlich auch Beratung und Information, allerdings ist hier die Hürde für ein Erstgespräch eher groß, sofern man nicht unter dem Druck steht, möglichst schnell Teilhabeleistungen in diesem Bereich in Anspruch zu nehmen. Möglicherweise wären auch Familienbildungsstätten geeignete Partnerinnen für ein solches Angebot. Sie könnten dafür mit Anbietern der Eingliederungshilfe zusammenarbeiten, die etwa über die Angehörigenbeiräte oder andere Netzwerke der Selbstvertretung für entsprechende Veranstaltungen werben könnten. Mit Blick auf die hochaltrigen Eltern wäre es natürlich auch wünschenswert, wenn sich die Pflegedienste des Themas stärker annehmen würden. Allerdings ist das – glaube ich mit Blick auf die Finanzierung und die Personalsituation –leider wenig wahrscheinlich.

Nehmen Sie bei verschiedenen Elterngenerationen eine unterschiedliche Sicht auf das Thema wahr?

Viele Fachkräfte aus der Praxis berichten, dass jüngere Eltern mit anderen Erwartungen an die Anbieter herantreten als ältere Eltern. Ältere Eltern haben einen langen Weg hinter sich, was die Entwicklung der Selbstbestimmungs- und Teilhaberechte ihrer beeinträchtigten Kinder betrifft. Vor diesem Hintergrund ist ihre Skepsis nachvollziehbar. Zudem verändern sich mit zunehmendem Alter Lebensperspektiven und bestimmte Sorgen rücken stärker in den Fokus als in jüngeren Jahren. Mit dem Nachlassen der eigenen Kräfte nimmt unter Umständen auch das Gefühl der eigenen Selbstwirksamkeit ab und damit die Überzeugung, erfolgreich Neues wagen zu können.

Dennoch nehme ich – unabhängig vom Alter der Eltern – auch immer wieder eine ähnlich gelagerte Sorge wahr: Wie können wir sicher sein, dass es nach uns Menschen geben wird, die unser Kind mit der gleichen Bedingungslosigkeit lieben und sich für seine Rechte einsetzen wie wir? Menschen, die Äußerungen – verbal und nonverbal – wahrnehmen, interpretieren und beantworten. Die feinfühlig sind für Veränderungen. Für die nicht der Erhalt des Status quo erstrebenswert ist, sondern der Blick auf das vorhandene Potenzial. Menschen, die mit dem beeinträchtigten Menschen und in seinem Sinne eine Vision entwickeln, für die sie sich engagieren. Mit Blick auf die Situation von Familien mit (komplex) beeinträchtigten Kindern ist mit dieser Für-Sorge ein Einsatz verbunden, der nicht mit dem Erwachsenwerden der Kinder aufhört, sondern der aufgrund des lebenslangen Unterstützungsbedarfs der Kinder personzentriert fortgesetzt wird.

Wie können Eltern dabei unterstützt werden, neue Perspektiven für die Zeit nach dem „Aufbruch" ihres Kindes zu entwickeln?

Wie ich schon gesagt habe: Ich denke, dass die Entwicklung solcher Perspektiven Raum, Zeit und vor allem die Gewissheit braucht: Wenn Krisen auftreten, werden sie gemeinsam bewältigt. Außerdem gehe ich davon aus, dass ein Übergang in den allermeisten Fällen zunächst erhebliche familiäre Kapazitäten in Anspruch nehmen wird und sich für alle Beteiligten zu einer Krise unterschiedlichen Ausmaßes entwickeln kann.

Wenn es gelingt, die Krise zu bewältigen, indem neue Handlungsweisen entwickelt und damit neue Erfahrungen gesammelt werden und sich so die anfangs beängstigende Situation nach und nach vertrauter und händelbarer darstellt, kann es zu Entwicklungen und dem Entstehen neuer Perspektiven kommen. Diese sind abhängig von den jeweiligen Personen: Vielleicht intensiviert jemand sein berufliches Engagement aufgrund neu gewonnener Ressourcen. Möglicherweise verstärkt jemand seinen Einsatz im Ehrenamt und nimmt ein Hobby wieder auf, das über Jahre vernachlässigt wurde.

Wichtig erscheint mir aber, nicht zu früh auf die Entwicklung neuer Perspektiven zu verweisen, sondern der Bedeutung des Übergangs angemessen Zeit zu geben. Mir fehlt ehrlich gesagt ein wenig die Idee, wo man entsprechende Unterstützung andocken könnte. Vielleicht über Selbsthilfegruppen oder Angehörigenstammtische? Möglicherweise über EUTB? Aber dann eher im Sinne von Psychoedukation – also dem Vermitteln von Wissen über den Charakter von Übergängen und Krisen in Verbindung mit biografisch orientierter Bildungsarbeit. Aber sicher nicht im Sinne eines Aufzeigens unterschiedlicher Angebote.

Wie kann man gut mit „Zwickmühlen“ umgehen, wenn es im Zuge von Abnabelungsprozessen zu Konflikten zwischen Eltern, erwachsenen beeinträchtigten Kindern und möglicherweise auch noch Assistent:innen rund um Fragen der Selbstbestimmung kommt?

Vielleicht hilft es, Elternhaus und Selbstbestimmung nicht als zwei sich widersprechende Seiten zu sehen, sondern zunächst einmal als gleichzeitige Perspektiven, die in ihrer Wirklichkeit jeweils richtig sind. Mit Blick auf die Leitidee der Selbstbestimmung ist natürlich klar, dass die leistungsberechtigten Menschen die Richtung vorgeben. Dennoch sind die Perspektiven, Sorgen und auch Erfahrungen der Eltern und Angehörigen ja da und aus ihrer Perspektive auch berechtigt. Ihre Sorgen wirken, Mitarbeiter:innen erleben dies in ihrem Arbeitsalltag und auch die beeinträchtigten Söhne und Töchter nehmen die Erwartungen an sie und die Spannungen wahr. Ob wir wollen oder nicht: Die Sichtweisen der Angehörigen sind stets kopräsent und sie zu ignorieren ist wenig hilfreich.

Aus diesem Grund plädiere ich dafür, diese zum Teil ambivalenten Perspektiven zunächst einmal wahrzunehmen und insofern als Gewinn zu werten, als dass sie belegen: Menschen haben ein Interesse am Wohlergehen des anderen. In einem weiteren Schritt kann man dann konkret überlegen, wie man mit den gegensätzlichen Perspektiven umgeht und wie man die Perspektiven beeinträchtigter Menschen stärkt. Dies kann meines Erachtens nur im Einzelfall entschieden werden.

Nebenbei gesagt: Wir sollten dabei auch nicht vergessen, dass es sich dabei um eine Zwickmühle handelt, die wir als nicht beeinträchtigt gelesene Menschen möglicherweise genauso erleben: Wie gehen wir damit um, wenn (Schwieger-)Eltern zu Besuch kommen und wir wissen, dass die ungeputzten Fenster, das vegane Essen oder die Tatsache, dass das

gerade erst einjährige Kind schon in die Krippe geht und die Eltern beide wieder arbeiten, auf wenig Verständnis stoßen?

Wie schauen beide Seiten in einem solchen Prozess aufeinander?

Das lässt sich gar nicht so generell sagen. Aber meine Erfahrung ist, dass eigentlich beide Generationen häufig sehr sorgsam miteinander umgehen, wenngleich es natürlich auch Konflikte gibt – wie in jeder Beziehung, in der Kinder erwachsen werden und ihre Freiheiten und ihre Selbstbestimmung leben wollen, während Eltern tendenziell eher den Fokus auf die Dinge legen, die es ihres Erachtens noch zu lernen gilt, bevor man in ein stärker selbstbestimmtes und selbstständiges Leben starten kann.

Mit zunehmendem Alter der Eltern und einem möglichen Pflegebedarf verändert sich das und Beziehungen, die ohnehin schon lange nicht mehr einseitig waren, weil der beeinträchtigte Sohn oder die beeinträchtigte Tochter seit Jahren ihren Teil an Sorgearbeit in der Familie geleistet hat, geraten durch die sich verändernden Anteile von Sorgearbeit in eine neue Balance. Hier wäre mehr Unterstützung für das System „Familie“ wünschenswert.

Wie verändern oder entwickeln sich die Beziehungen untereinander? (Eltern – Kind)

Aufbrüche und Übergänge sind Wagnisse, die Entwicklungen ermöglichen. Insofern bedeuten sie nicht nur Krisenpotenzial, sondern bringen auch die Chance, die Beziehungen zwischen Eltern und (erwachsenen) Kindern zu bereichern: Eltern können neue Perspektiven auf ihr Kind bekommen, Ressourcen erkennen, die es ihnen ermöglichen, ihrem Kind zukünftig mehr zuzutrauen.

Erwachsene Kinder nehmen Eltern möglicherweise stärker partnerschaftlich und weniger elterlich wahr. Sie können stärker in ihre Erwachsenenrolle hineinwachsen und selbstbestimmter und mutiger Entscheidungen treffen.

Aber Aufbrüche und Übergänge sind kein Garant für eine verbesserte Beziehung. Sie sind fast immer auch mit Krisen verbunden und erfordern viel Arbeit von allen Beteiligten. Ein gutes Team auf Anbieterseite, das sich für den beeinträchtigten Menschen in seiner Gesamtheit, das heißt auch mit seinen Beziehungen, verantwortlich fühlt, kann sehr hilfreich sein, wenn es darum geht, diese Übergänge zu gestalten.

Welchen Wunsch würden Sie den Eltern gern mit auf den Weg geben? Welchen Wunsch den Menschen mit Behinderung?

Das finde ich eine schwierige Frage, die ich, wenn überhaupt, immer nur im Einzelfall und für eine Familie beantworten könnte, die ich gut kenne. Aber ich wünsche allen ein gutes Netzwerk aus Zugehörigen und vor allem engagierte Mitarbeiter:innen aufseiten der Anbieter, die zuhören, die sich Zeit nehmen, Familien kennenzulernen, die keine einfachen Lösungen

versprechen und die sich vor allem konsequent für das Wohlergehen, die Selbstbestimmung und Teilhabe und die Entwicklung des beeinträchtigten Menschen engagieren. Die Familienleben unterstützen und ermöglichen, wenn es gewünscht ist. Die bereit sind, neue, noch unkonventionelle Wege zu beschreiten, wenn es im Sinne der Familien ist.

Dr. Lisa Oermann arbeitet als selbstbeständige Erwachsenenbildnerin an der Schnittstelle zur Eingliederungshilfe mit dem Ziel, beeinträchtigte Menschen und ihre Familien in ihrer Selbstbestimmung zu stärken und Mitarbeiter:innen auf Anbieterseite dafür zu sensibilisieren und für das Miteinander zu stärken. In ihrer Promotion hat die Bedeutung des langen Zusammenlebens mit kognitiv beeinträchtigten Kindern aus der Perspektive der alten Elternteile geschrieben.

www.lisa-oermann.de

Literatur (Auswahl)

Oermann, Lisa (2024): „Was wird aus unserem beeinträchtigten Kind, wenn wir mal nicht mehr sind?“ Aspekte lebensgeschichtlicher Bedeutungen des Zusammenlebens mit einem kognitiv beeinträchtigten Kind – neue Perspektiven auf „ältere Familien“ aus Elternsicht. In: Menschen. 2, S. 19 – 27. Online unter: https://www.zeitschriftmenschen.at/content/view/full/124557 [12.10.2026]

Oermann, Lisa & Lindmeier, Bettina (2023): Behinderung als Thema in den Biographien hochaltriger Eltern. In: Sonderpädagogische Förderung heute 68 (2), S.197 – 211

Oermann, Lisa (2023): Lebensgeschichten alter Eltern kognitiv beeinträchtigter Kinder. Über die lebensgeschichtliche Bedeutung des Zusammenlebens mit einem erwachsenen kognitiv beeinträchtigten Kind aus der Perspektive der alten Elternteile“. Bad Heilbrunn: Klinkhardt. DOI: 10.25656/01:26201

Lindmeier, Bettina; Stahlhut, Hanna; Oermann, Lisa & Kammann, Cornelia (2018): Biografiearbeit mit einem Lebensbuch. Ein Praxisbuch für die Arbeit mit erwachsenen Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung und ihren Familien. Weinheim Basel: Beltz Juventa

Lindmeier, Bettina & Oermann, Lisa (2017): Biographiearbeit mit behinderten Menschen im Alter. Weinheim Basel: Beltz Juventa

Lindmeier, Bettina & Oermann, Lisa (2014): Mein Lebensbuch. Karlsruhe: von Loeper Verlag